

Feurige Kohlen

Autor(en): **Muschg, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

* * Feurige Kohlen. * *

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von Adolf Muschg, Zollikon.

I.

Wieder hat König Lenz über Winternacht, Schnee und Eis gesiegt und seinen feierlichen Einzug in die Lande gehalten.

Auch das schmucke Dorf Neuwohlen unten am grünen Rhein hat sich zu seinem Empfang bräutlich geschmückt und ins bunte Festkleid geworfen. Lautes Wogenrauschen kündigt den hohen Wasserstand des Stromes, der stolz durch die grünenden Fluren dahineilt, vorbei an tausend Blumen, vom warmen Sonnenkuss zu neuem Leben erweckt, vorbei an emsig sich rührenden Menschen, die in Feld und Garten vollauf beschäftigt sind.

Auch im nahen Wald hat der Frühling den Kampf siegreich beendet. Schüchtern wagen sich an den von Schnee entblößten Stellen die Erstlinge seines Schaffens, die Silberglöckchen der Anemomen, gelbe Schlüsselblümchen und tiefschwarze Veilchen ans hellshimmernde Tageslicht. Auf den Ästen und Zweigen sitzen des jungen Königs begeisterte Sänger und füllen den grünen Tempel, unbekümmert um seine feierliche Stille, mit lautschmetterndem Jubelgetöse.

Etwas von diesem Maienglück lagert auch auf dem Antlitz des jungen Mannes, der dort die Straße dahinschreitet. Auch ohne die umfangreiche Mappe unter seinem Arm würde es uns die ihn umgebende Kinderschar und ihr munteres Gespräch verraten, daß wir einen der Lehrer des Dorfes vor uns haben. Viel wissen die nimmermüden Mäulchen zu erzählen, wie's heute gewesen, was dieses gewußt und jenes vergessen. Ist's doch der gefürchtete Gramentag, den sie jetzt glücklich hinter sich haben, man denke! Sonntäglich sind sie alle gekleidet, und aus ihren Taschen gucken die üblichen „Beggen“, teilweise schon gründlich auf ihre Güte geprüft. Nun lassen sie Uebermut und froher Laune freie Zügel, und lautes Auflachen des jungen Mannes verkündet, daß auch er mit dem heutigen Tag und seinem Ergebnis zufrieden ist. Dazu hat er auch alle Ursache, der Georg Reimer. „Junger Freund,“ waren des Visitators Abschiedsworte, „manches ist noch unvollkommen, muß erst noch werden; aber Sie sind auf dem Weg, ein richtiger Lehrer zu werden. Nur so weiter, und wenn ich Ihnen mit Rat und That behülflich sein kann, so soll's mit Vergnügen geschehen.“ Sind das nicht Worte, die aus dem Mund eines hochverehrten Schulmannes ein junges Herz von vierundzwanzig Jahren höher schlagen lassen? Doch das letzte der ihn begleitenden Schulkinder hat Abschied genommen, und während der junge Lehrer rüstig bergan seinem Wohnhaus zueilt, haben wir Zeit, über das Wo und Woher Auskunft zu geben.

Vom Oberland haben sie ihn hergeholt, vor drei Jahren war's, und freudig ist er dem Ruf gefolgt; denn die nahe Stadt versprach mancherlei Nutzen und Vorteile, wie sie einem strebsamen, jungen Mann erwünscht sein müssen. Sein früherer Schulort bekam in seinem Bruder, den er auf eigene Kosten hatte ausbilden lassen, den richtigen Ersatz, und diesem Umstand verbanke er's vielleicht am meisten, daß sein Wegzug der Liebe von Eltern und Kindern keinen Abbruch that, was sonst in derartigen Fällen selten genug zutrifft. Hier aber fühlt er sich so recht zu Hause, mitten unter einem Lebensfrohen, schaffenslustigen Völklein, mit Leib und Seele seinem Beruf lebend, der ja Gelegenheit genug bietet, im Kleinen Grobes zu wirken, guten Samen auszustreuen und sein fröhliches Wachsen und Gedeihen abzuwarten. Es wäre kaum nötig gewesen, daß er heute aufs neue auf das Schöne seines Amtes aufmerksam gemacht wurde; der Lehrerberuf schwebte ihm schon von früher Jugend an als höchstes Ziel seiner Wünsche vor.

Freilich war anfänglich wenig Hoffnung vorhanden, daß er es je erreichen werde; denn einfach und kärglich ging's im Vaterhaus her und zu. Wo fünf hungrige Schnäbel sich zu Tisch setzen und Vater und Mutter kein ander Einkommen haben als die Erträge eines kleinen Bauerngutes, da gilt's tüchtig zugreifen bei der Arbeit und den Franken zweimal wenden, ehe man ihn aus den Händen gibt. Das verstanden aber auch die Eltern aus dem ff und noch etwas anderes dazu. Um teure Tagelöhne zu sparen, wurden die Kinder frühzeitig zu wackerer Mithilfe herangezogen. Jedes bekam nach der Schule ein angemessenes Stück Arbeit zugewiesen, und des Vaters scharfe Augen sorgten dafür, daß es richtig und pünktlich ab-

gethan wurde. „So ist's recht, eins muß dem andern helfen, vier kleine Hände gehen für zwei große,“ pflegte er den Fleiß seiner Kinder zu belohnen. Und wenn am Abend die Familie beim einfachen Mahl um den Tisch saß, die Köffel emsig klapperten, von lustigem Geplauder der Kinder begleitet, da hätte man schwören mögen: Keine glücklicheren Leute gib't's in ganz Grenzach! Wahrscheinlich hätte der Vater Reimer dazu genickt und gesagt: „Wahr ist's, Kinder, wir haben's gut. Arbeit in Hülle, aber gesunde, kräftige Arme, sie zu schaffen, im Beutel wenig Geld, desto mehr Liebe im Herzen!“ Dabei gediehen die Kinder prächtig, lustig wie die Vögelin und gesund wie die Fische im Wasser. — Aber auch in der Schule kamen sie gut vorwärts, besonders Georg, der älteste. Nach des Vaters Meinung guckte er nur zubielen in die Bücher; das taugt für einen Bauersmann nicht, brumpte er. Aber freuen that's ihn dennoch, wenn der Zunge sein Zeugnis heimbrachte, lauter steife Eins, die ganze lange Reihe. Als dann gegen den Schluß der Schulzeit der alte Sternbach mehrmals ins Reimersche Haus kam mit der Erklärung, es wär eine Sünde, wenn die schönen Gaben Georgs nicht ausgebildet würden, da hat der Vater sich hinter den Ohren gefaßt und gesprochen: „Mir am Ende gleich, Herr Lehrer; aber reich bin ich nicht, und was soll aus Georgs Geschwistern dann werden?“ Nun, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg. Abgemacht ward's schließlich, Georg solle kein Bauer werden. Aber bis nun das Richtige gefunden war! Als er beim nächsten Besuch des alten Sternbach den Entschluß äußerte, Lehrer zu werden, nahm ihn der mit nach Hause. „Hör, Georg,“ hub er an, „hast du dir das reiflich überdacht? Weißt du, was es heißt, dies Amt ausüben, von den Meisten verkannt, von Wenigen verstanden, von Aemtern als Müßiggänger beneidet, von Reichern als Hungerleider verachtet? Du bist mir lieb, Georg, und sollst die Wahrheit wissen.“

Darauf ist der Junge sinnend heimgegangen, und lang dauerte es, bis er das Haus seines Vaters wieder aufsuchte. Wohlgefällig betrachtete ihn der alte Herr, als wüßte er zum voraus um seinen Entschluß. Als Georg geendet, leuchteten des braven Lehrers Augen auf: „Von dir hab ich nichts anderes erwartet, du hast gut gewählt. Ich hab dir's neulich etwas schwer machen wollen, so schlimm ist's denn doch nicht. Das tägliche Brot bringt dir der Beruf, spärlich und einfach; doch daran bist du von Haus aus gewöhnt, und Reichtum und Ehre sind zuletzt nicht alles. Aber auf eines achte; ich bin im Schuldienst mit Ehren ergraut und hinterlasse es dir als heiliges Vermächtnis! Hast du jetzt Geldgier und Ruhm weit hinter dich geworfen, so laß dich nie die Lust nach ihnen anwandeln. Bleib bei deinem Berufe, deinen Kindern! Und nicht wie ein Rohr im Wind hin- und herschwanken oder auf Kosten deines Gewissens um die Gunst der Großen und Vornehmen buhlen! Was du für dich und deine Schule als richtig erkannt, dafür stelle deinen ganzen Mann. Volksgunst? Seifenblasen, jetzt in den schönsten Farben schillernd und plötzlich äzendes Gift dir in die Augen schleudernd. Ich hab's erfahren müssen, ich! Hätt' ich meinen Grenzachern Sand in die Augen streuen wollen, nichts leichter als das, so wär ich von Anfang an ihr Mann gewesen, und statt der Fußtritte und Schmähungen hätt' ich Dank und Anerkennung bei ihnen geerntet. Aber ich hab' der Wahrheit und dem Recht vertraut, und endlich ist's doch Licht geworden. Georg, jede andere Rechnung ist falsch und läßt dich zuletzt zu Schanden werden.“ Der alte Herr saß offenbar auf seinem Steckenpferd; erregt auf- und abschreitend, von Zeit zu Zeit mit der Hand über die spärlichen Silberhaare streichend, fuhr er fort: „Nun, es ist ja nicht gesagt, daß dir's einmal wie mir ergehe; vielleicht vermagst du besser als ich, unverdienter Geringfügigkeit deiner selbst und der Schularbeit zu ertragen. Ich wünsche dir's selber, daß dein Herz weniger heiß als das meine sei. Aber,“ und hier legte sich zitternd des Greisen Hand auf Georgs blonde Locken, „wenn dir oft die Wasser bis an die Seele dringen, wenn Mißgunst und hochmütiger Unverstand dir's schwer machen festzubleiben, so denke: Schließlich ist's allen so gegangen, die, weder rechts noch links schauend, ihr Ziel fest im Auge behielten. Zieh hin, Georg,

folge deines Herzens Drang; es ist dennoch ein hoher, selbiger Beruf!"

In seinem Innersten erschüttert, kehrte Georg nach Haus zurück. Von der etwas langen Staudrede hatte er nur den äußern Schall vernommen, erst der Vater löste ihm das Rätsel. „Wahr ist's, wir Grenzacher stehen tief in seiner Schuld. Was der Lehrerberuf Schweres bringen kann, hat er alles durchgekostet. Er hat es verschmäht, ein Augendiener zu werden, und seinen eigenen Vorteil dem wahren Wohl der Schule zum Opfer gebracht. Aber einen Fehler hat er doch gemacht. So ein Lehrer gehört unter die Leute, er muß wissen, wie sie denken und fühlen. Die Kinder sind die verjüngten Abbilder ihrer Eltern: kennt er die Alten, so weiß er auch den Jungen beizukommen. Er aber hat seine Nase in die Bücher gesteckt, und mußte er eine Gelegenheit, für seinen Beruf etwas zu lernen, so war ihm kein Weg zu weit. So aber blieb er mit seinen Gedanken an den Sternen des Himmels hängen und strauchelte über die Steine auf der Straße. Wir legten ihm sein zurückgezogenes Wesen für Dummheit oder Hochmut aus, und das Meiste verdarb er damit, daß er seine Neuerungen, so gut gemeint sie waren, zu rasch einführen wollte und nicht mit Geduld und stiller Hoffnung ihre Entwicklung abwartete. Nun, jetzt hat er's ja eingesehen; aber er hätte sich manchen Merger erpart und wäre viel rascher zum Ziel gekommen, wenn er weniger in seiner Studierstube und mehr unter den Leuten gewieilt hätte. Beides nebeneinander, mein' ich, so wird's recht. Georg, besinne dich! Du hast dir ein hohes Ziel gesteckt, und leicht könnte es dir ergehen wie dem alten Sternbach. Viel kann ich dir nicht geben; aber das alles bleibt dir erpart, und du bleibst dein eigener Herr. Besser einfach Brot, als vornehm Not, oder was meinst du, Mutter?"

Die Reimerin hatte still dageessen, erst die laute Aufforderung ihres Mannes nötigte sie zum Reden: „Georg, der alte Sternbach hat noch eins vergessen. Dein Beruf führt dich in eine fremde, unbekannte Welt. Zulächeln werden dir zuerst alle; aber wer wird's wahrhaft wohl mit dir meinen, wer dir tragen helfen, wenn Schweres an dich kommt? Georg, bleib' du bei uns, bei Vater und Mutter!"

Der, dem alle diese Reden galten, saß nachdenklich auf seinem Stuhl. Dann trat er entschlossen vor die Eltern: „Laßt mich; es ist dennoch ein selbiger Beruf, hat er gesagt, und so mein' ich's auch. Mich treibt's mit Gewalt in die Schule hinein.“ So war die Sache abgemacht; denn der alte Reimer liebte viele Worte nicht. „Du bist alt und verständig genug, um selbst entscheiden zu können. Der alte Lehrer hat dir klaren Wein eingeschenkt, du weißt, was deiner wartet; aber Mutter, jeder Stand hat seine Last, und seiner Lebtag wird der Georg nicht an deiner Schürze hängen können.“ Dies sagend, stand der Vater auf, um sich zur wohlverdienten Ruhe zu begeben. Mutter und Sohn aber blieben noch lang beisammen, und was die beiden geredet, ist oft Georgs Trost und Stütze geworden, als sein Jugendtraum längst Wahrheit und Wirklichkeit war.

„Lehrzeit, harte Zeit!“ Das erfuhr auch Georg, als er aus der Dorfschule ins Seminar eintrat. Doch wacker arbeitete der Junge sich durch, und bald war er der Liebling von Lehrern und Mitschülern. Und er blieb es, bis aus dem erst etwas zaghaften, schüchternen Dorfknaben der junge, für seinen Beruf befähigte und begeisterte Lehrer geworden. Es traf in seinem Vaterhaus, wo er sich nach glücklich überstandener Prüfung aufhielt, harrend der Dinge, die da kommen sollten, bald die kurze Mitteilung ein, Georg Reimer sei zum Verweser nach Eigenheim ernannt. Seine künftige Residenz mußte sich der junge Lehrer allerdings erst lang, lang suchen. Daß die nordamerikanische Union aus 45 Staaten bestehe und wie die Hauptstadt eines jeden heiße, daß der Chinese tagtäglich seinen Reis und hie und da Schweinefleisch esse, von dessen bloßem Anblick der Europäer satt werde, das war ihm alles geläufig; aber daß in seinem Heimatkonton ein Eigenheim zu finden sein müsse, wer hätte das gedacht! Endlich war's doch gefunden, ganz in den Bergen des Oberlands eingeschlossen lag's, und zum Eigenheim ist's dem jungen Reimer auch geworden und später seinem Bruder. Er selbst hat sich jetzt als wohlbestallter Lehrer des Dorfes Neuwylen oben an des Berges grüner Halde ein hübsches kleines Häuschen gemietet, in welchem seine älteste Schwester, die Nole, als guter Hausgeist schaltet und waltet und es dem Bruder wohlfig und behaglich macht. Der einfachen Sitte des Vaterhauses ist er treu geblieben, nur zu dem

wohlausgerüsteten Bücherschrank und zu dem prächtigen Klavier schüttelt der alte Reimer, so oft er seinen Sohn besuchen kommt, bedenkt den Kopf. Wenn der Alte nach vollbrachtem Tagewert sich behaglich zum Lesen der Zeitung hinlegt, so fangen die Buchstaben unter seinen Augen einen wunderbaren Tanz an, und seine Viertelstunde währt's, so bläst er dazu die schönste Musik. Wozu auch die vielen Bücher, wenn man vier volle Jahre studiert und das schöne Geld geopfert hat! Setzt sich aber der Bub hin, und es quellen unter seiner kundigen Hand die Töne hervor, groß und voll, dann ist der alte Reimer wieder zufriedener. Seine Söhne sind eben jetzt „G'studierte“ geworden, die mit aufrechtem Rücken durch die Welt kommen. „Nun, ich mag's ihnen wohl gönnen, dem Georg und dem Emil, wenn's nur gut thut und sie nicht zu hoch hinaus wollen.“ setzt er gewöhnlich hinzu. Wenn aber die Bubben in den Ferien heimkommen, mit Sensen und Gabeln hantieren, als ob sie ihrer Lebtag nichts anderes getrieben, es sogar ihrem Vater zuvorzuthun, dann schwillt des alten Reimers Herz auf vor Freude. „Jammerchade, daß sie nicht Bauern geworden sind!“ Sezen sie sich am Feierabend zum Tisch, erzählen von ihrer Schulthätigkeit oder streiten sich über irgend eine wissenschaftliche Frage, scharf und schärfer werdend, daß es dem guten Alten ganz kraus im Gehirn wird, dann sagt er vor dem Schlafengehen zur Mutter: „Du, es ist doch gut, daß die nicht Bauern geworden sind, sie brächten's ihrer Lebtag zu nichts. Mitten im Heuet, wenn ein Gewitter am Himmel drohte, stünden sie aufrecht an ihren Gabeln, sagten Besichte auf oder schulmeister in Gedanken, welcher es besser könne.“ Hell auf lacht die Reimerin: „Sie sind am rechten Platz, die beiden, und werden ihren Weg machen. Kein bißchen stolz sind sie, plaudern mit jedem ihrer Schulkameraden, keiner Arbeit schämen sie sich und sind doch so gelehrt, daß unsereins nichts kann als zuhören und staunen!“

II.

Wir kehren nach Neuwylen zurück, aber nicht ins Haus des Lehrers, der jetzt seiner Schwester vom Examen zu erzählen weiß. Wir suchen jenes Mädchen auf, das auf dem Heimweg zuletzt von Georg Abschied nahm, das blonde Lenchen des Oberhofbauern Markler. Der Oberhof liegt nur wenige Minuten unterhalb Georgs Haus, und der Markler ist der reichste Besitzer des Ortes, so einer vom alten Schrot und Korn, vom erblichen Bauernadel, stolz und unabhängig sein Reich regierend. Lenchen findet die Hausthür verschlossen, ist aber zur Not aufgeklärt, wo es Vater und Schwester zu suchen hat. Wir folgen seinen raschen Schritten und gelangen nach knapp zehn Minuten hinauf in den Steinacker. Frischer Erdgeruch steigt uns entgegen; von gewohnter, sicherer Hand geführt, von zwei kräftigen Pferden gezogen, zieht der Pflug seine geraden Furchen, vorn der Knecht, die Peitsche schwingend, hinten die hohe Gestalt des Bauern mit rundem, glattrasiertem Gesicht. Auf der breiten, braunen Stirn glänzen große Schweißtropfen und suchen sich durch die Furchen des tiefgeröteten Gesichts ihren Weg. Gar viele solcher Falten sind's zwar nicht; mit dem Oberhofer würde niemand seine fünfzig Jahre ansehen. Bei der Ankunft des Kindes huscht ein Lächeln über seine Züge; denn die Lene ist sein Abgott, sein Augapfel. Was der kleine Blondkopf will — und der Bauer ist's imstand — das geschieht.

Nur heute morgen hat Lenchen umsonst gebettelt, umsonst alle Register gezogen. Eigentlich hätte der Bauer heute nicht hinter den Pflug gehört, sondern als Mitglied des Schulrates ans Examen, und dahin zielten auch des Kindes Bitten. „So, meint ihr,“ fuhr der Vater zornig auf, als auch Luise, die ältere Tochter, ihn zum Gehen bewegen wollte, „und der schöne Herrgottstag, seit langer Zeit der erste, und die viele Frühlingsarbeit? Vorwärts,“ wandte er sich an einen der bereitstehenden Knechte, „wir nehmen die beiden Klappen, auf den Steinacker geht's pflügen!“ Dazu brummte er im Hinausgehen noch etwas vor sich her: „Hochmütiger Tropf, alle den Narren gefreßen, armer Teufel!“ Lenchen schmiegte sich schluchzend an die Schwester. Das Kind hatte sich das so prächtig ausgedacht, wenn der Vater Zeuge seines Fleißes und Lobes würde. Boriges Jahr war er doch auch gekommen trotz des schönen Wetters. Behaglich schmunzelnd hatte des Vaters breite Gestalt hinter ihr gestanden; denn die Lene, das Blizmädel, blieb keine einzige Antwort schuldig. Er hätte sich auch diesmal nicht zu schämen gebraucht, der Vater! Immer lauter wurde des Kindes Schluchzen, weil nun alles nichts werden sollte.

Der Schwester Luise schien ebenfalls sehr viel am Examen gelegen zu sein; ihre leuchtenden Augen färbten sich dunkler, und flüchtig fuhr die Hand darüber hin, als gäb's dort etwas Bewirkendes. Ja, was so ein Examentag nicht alles bewirken kann! Doch eines Kindes Thränen, besonders wenn es ein Lenchen ist, sind bald gestillt, und ein paar Trostesworte der Schwester brachten den gewohnten Frohmut zurück. „Geh jetzt, Lenchen; am Mittag, wenn die Arbeit gethan, ist der Vater wieder zufrieden. Dann zeigst du uns auch dein

Zeugnis vor und erzählst uns, wie alles gegangen, geht!“ Sie selbst sah dem abgehenden Lenchen nach, solange ein Stück seines hellen Kleides sichtbar blieb; dann eilte sie ins Haus zurück, kein unberufenes Auge sollte ihre Thränen sehen. Was hat des Oberhofers Luise, das schönste und reichste Mädchen weit in der Runde, Grund, sich zu verbergen und in ihrem Kämmerlein in bitteres Weinen auszubrechen? Endlich faßt sie sich; dem Vater hat sie heute Handreichung zu thun, und um keinen Preis darf der ihre Thränen bemerken. (Fortsetzung folgt).

Die drei schönen Hasliungfrauen

oder die Sage vom

Geißmaidlein, Gauliweiblein und Engstlenfräulein.

Von G. Bigler, Basel.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.



Es lag für Margarita ein wollüstiger Reiz darin, ihre Freier auch dann zum Nachgeben zu zwingen, wenn diese völlig im Recht waren; sie duldeten keinen Widerspruch, keine Rechtfertigung und nahm keine Entschuldigung an; unbedingte, willenlose Unterwerfung forderte sie, und daran änderte auch die in ihr zu den Freiern entbrannte Liebe nichts. Von da an wagte Uli keine Gegenrede mehr; allerdings kochte manchmal trotz seines sanften Gemütes der Zorn in ihm, wenn er sich wie ein Sklave den Launen der schönen Herrin fügen mußte, ohne nur zu murren, die tollsten, lächerlichsten Kraftproben auszuführen gezwungen wurde, ohne daß er einen Augenblick hätte zaudern dürfen, wenn er

sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, die Gunst der Margarita zu verlieren. Freilich, ein Kenner des Menschenherzens war Uli nicht; sonst hätte er einsehen müssen, daß ein Mann, der sich in solcher Weise den Launen eines Weibes fügt, nie darauf rechnen darf, dessen Liebe auf die Dauer zu erhalten.

Manchmal wollte es Uli fast gereuen, als Freier auf die Engstlenalp gekommen zu sein; er stellte sich vor, was er auch von einem Leben hätte, das er in der Sklaverei eines launischen Weibes verbringen müßte. Gab es aber wieder Gelegenheit, wo er seine Blicke weiden durfte an dem herrlichen Wuchs Margaritas, an ihrem stolzsönen Antlitz, an ihrer unvergleichlichen Haltung, klangen wieder einmal Liebesworte aus ihrem Munde an sein Ohr, legte sich ihr voller, weicher Arm um seinen Nacken und flatterten ihm ihre duftenden Goldhaare ins Angesicht, dann zerflogen gleich alle trüben Gedanken wieder, es ward Uli wieder Wonne, nur Wonne, der Sklave der schönen Haslithalerin zu sein.

So hatte Uli schon drei volle Wochen auf der Engstlenalp verlebt, ohne sein Ziel wirklich erreicht zu haben. Obgleich ihm der Gedanke an die Zeitversäumnis und daran, wie daheim im Emmenthal während der Abwesenheit der drei Brüder gar vieles in den Boden gehen müsse, manchmal fast den Angstschweiß auspreßte, so hatte er es bisher noch niemals gewagt, Margarita rund und frank zu fragen, ob sie sein Weib werden wolle. Endlich aber fand er den Mut hierzu, und Margarita gab ihm das Jawort, stellte aber dabei die Bedingung, daß er nochmals mit dem schwarzen Stier einen Kampf bestehe und als Sieger daraus hervorgehe. Unbedenklich willigte Uli ein, und die Stunde des Kampfes ward gleich auf den Morgen des folgenden Tages angeetzt, während Margarita ihr übliches Morgenbad nahm. Von einem aus dem See hervorragenden Felsblock aus wollte sie dem Schauspiel zusehen, um hierauf dem Sieger als sein treu ergebenes Weib in die Arme zu eilen.

Hell und klar brach der folgende Tag an. Weiß schimmerten die Firndächer der Gademensflühe herunter, und blutrot leuchteten um den See herum die Alpenrosen im Morgenjonnenglanz. Uli hatte nicht ruhig geschlafen. Wo ein Vollbringen von der Kraft seiner Arme abhing, da war ihm nicht bange; zudem galt es ja doch nur eine Arbeit zu wiederholen, die er schon einmal vollbracht. Der bevorstehende Kampf machte ihm nicht bange; aber der Gedanke, die herrliche

